

Nr. 200. Bromberg, den 19. Oktober 1926.

Durch die Zeitung.

Roman von Gustav Schiller.

(2. Fortsetzung.)

Brief Los an Hans Wilhelm von Süren:

„Geehrter Herr Leutnant!

Nachdem Sie also die Güte hatten, sich so weit vorzustellen, daß ich nun weiß, welche Stellung sie im preußischen Staatsdienst bekleiden, darf ich Ihnen die gebührliche Anrede fürder nicht mehr vorenthalten. Also, Sie wollen mir Ihren Namen nicht sagen, zur Strafe dafür, daß ich Ihnen den meinen verschwieg? Das ist gerecht, aber nicht ritterlich! Aber sei es drum! Der Name hat ja gar nichts zu sagen. Ob ich Emma Müller oder Lieschen von Soundso heiße, das macht meinen Wert nicht aus. Über den Namen kommen Sie so leicht hinweg, aber ein Bild erbitten Sie? Das ist nicht sehr bescheiden. Aber freilich! Welches sind denn die Fälle, wo ein preußischer Leutnant bescheiden ist? Nur dann, wenn er Urlaub kriegen soll, eine alte „Drachentante“ zu besuchen, nicht wahr? Oder wenn in einer Bowle zu viel Selters drin ist! Stimmt's? Ja, ein klein wenig kann ich mich schon in die guten und bösen Regungen einer Leutnantsseele hineindenken! In die bösen wohl noch besser als in die guten, denn die sind nämlich bei allen Menschen gleich ohne Ansehen der Person. Der einzige Unterschied ist nur, daß der eine mehr dagegen antritt als der andere. Aber im Grunde sind's doch immer wieder dieselben Abgründe, die das Leben in den Menschenherzen aufreißt. Erbitterung bei Ungerechtigkeiten, Selbstsucht auf allen Linien, Scheelsucht auf die, die scheinbar sanfter vom Schicksal angefaßt werden als wir selbst. Und mit diesem Gesindel muß man sich herumschlagen Tag für Tag! Man sollt's nicht denken, wie bitter dieser Kampf manchmal wird! Aber das ist auch ein Gefühl, wenn man da mal Sieger bleibt, wenn der Gottesadelsbrief, den wir in uns tragen, wieder einmal ans Licht kommt und seine Siegel glänzen läßt.

Bitte sehr, Herr Leutnant, da haben Sie die Philosophenader, die Sie unbedingt in mir finden wollen! Die einfachen Anschauungen eines recht unmodern erzogenen Mädchens. Mein guter Vater oder meine gelehrte Alte würden Ihnen das entschieden schwungvoller in mancherlei lebenden und toten Sprachen sagen können, aber ich bin „Mittelsorte“, darum fällt es eben so spießbürgerlich einfältig aus. Sollte es Ihnen trotzdem noch schwungvoll erscheinen, so ist daran unsere herrliche deutsche Sprache schuld, die es auch dem Ungeschicktesten leicht macht, sich gut auszudrücken. Nun zu Ihrer Bitte zurück! Nein, bester Herr Leutnant! Ein Bild bekommen Sie nicht! Warum? O, aus vielerlei Gründen! Ich bin ja viel zu eitel, um die gute Vorstellung, die Sie von meiner Person zu haben scheinen, durch solch ein „Dokument der Schande“ zu zerstören. Sie wehren ab? Bitte, ich gehöre zu den Menschen, die ein unregelmäßiges Gesicht haben, und solche Leute sehen selten auf einem Bilde vorteilhaft aus. Der Photograph müßte denn ein Hexenmeister sein. Freilich kommt da mancher Reiz in Betracht, der ein solch unregelmäßiges Gesicht in der Wirklichkeit oft viel hübscher erscheinen läßt als ein klar und regelmäßig geschnittenes, welches bekanntlich immer auf der Photographie am besten aussieht. Nun sehen Sie, so mancherlei kleine Reize hab' ich auch, aber die Photographie streicht sie unbarmherzig weg, und nur das unegal geschnittene Gesicht bleibt übrig. Na ja, und das ist eben an und für sich nichts Besonderes. Ich hoffe, daß Sie auf Grund dieser „lichtvollen Darlegungen“ nie wieder meiner Eitelkeit mit einer solchen Zumutung kommen!!!



Nun leben Sie wohl! Verleben Sie den Osterurlaub recht angenehm in den trauten Hallen Ihres Vaterhauses! Leider muß in der Stadt bleiben

Ihre arme Rätselhafte.“

Brief Hans Wilhelms v. Sürens an Charlotte Jakobus:

„Mein teures Fräulein!

Ihr letzter Brief hat mich traurig gestimmt, erstens wegen des verweigerten Bildes und zweitens wegen des „in der Stadt-bleiben-müssens“. Ja, wirklich, unser altes B. ist ein famoses Nest; aber stimmungsvoll Ostern drin verleben kann man nicht. Dazu gehören blaßlila Anemonen im vorjährigen Eichenlaub, Leberblümchen und Veilchen. Man bekommt das alles in schönster Auswahl und harmonischer Zusammenstellung in den Blumengeschäften zu kaufen. Ja, ja, ich weiß, aber den Duft, der aus den braunen Schollen steigt, das Lerchengejubel, die grüngoldenen Büsche, kurz, die ganze, wonnige Aufmachung, die der Lenz so an sich hat und die einen anfällt wie ein lachender Zauber, den man einfach nicht abschütteln **kann**, das alles bekommt man eben **nicht** in der Stadt zu kaufen. Ja, und darum taten Sie mir so leid, und als ich an der Seite meines lieben Vaters durch unsere prachtvoll stehenden Saaten fuhr, da dachte ich immer daran, wie schade es sei, daß Sie nicht dabei sein konnten. Ein paar Veilchen leg' ich bei, ganz richtig im Walde gesuchte. Ich hätte mir ja aus unserem Park einen ganzen Buschen pflücken können, aber das hätte eben auch wieder keine „Stimmung“ gehabt. Vielen Dank für Ihren freundlichen Osterwunsch! Es waren bis jetzt famose Feiertage. Unsere gute Mamsell (mein Mutterchen starb vor zehn Jahren) hatte alles gekocht und gebacken und gebraten, was ich gern esse. Daran, daß ich das als erste Annehmlichkeit anführe, erkennen Sie, daß ich der Poet nicht bin, der ich nach dem Anfang meines Briefes scheine. Sie sind immer so ängstlich bestrebt, allzu schmeichelhafte Einbildungen, die sich um Ihr Persönchen winden könnten, zu zerstören; will ich also ein ehrlicher Kerl bleiben, so muß ich ein gleiches tun. Schwer genug wird mir's, aber Sie gehen so tapfer mit gutem Beispiel voran.

Nein, mein verehrtes Fräulein, eitel sind Sie nicht! Sonst wären Sie weniger wahrhaftig. Oder nennen Sie das Bestreben des Weibes, sich dem Schönheitsgefühl der Mitmenschen vorteilhaft darstellen zu wollen, Eitelkeit? Es ist keine! Eitelkeit nenne ich das, wenn jemand den Anschein zu erwecken versucht, er **sei** etwas anderes, Besseres, Klügeres, als er **ist**. Ein **bißchen** Beurteilungsvermögen der Regungen eines Jungmädchenherzens hab' ich nämlich **auch**. Wo das herstammt? Nun, ich bin doch immer mit einem jungen Mädel zusammengewesen. Mit meiner Schwester nämlich. Jetzt ist sie schon ehrbare Mutter zweier allerliebster Jungen, aber bis vor vier Jahren war sie noch mein ausschließliches Eigentum.

Da fällt mir eben die Scheelsucht ein, von der Sie in Ihrem lieben Briefe sprachen. Stimmt auffallend! Ich kann ein leises Neidgefühl nicht unterdrücken, wenn ich mir meinen Schwager betrachte. So ein Kerl! Bricht in unser friedliches Haus ein wie der Marder in den Taubenschlag und nimmt sich einfach das Mädel mit! Das Kränkendste aber ist, daß sie ohne weiteres mitgeht. Mich, den geliebten Bruder, läßt sie sitzen, den greinenden Vater und die heulende Mamsell dazu . . . weg ist sie! Wie finden Sie das? Ich komm'

nicht darüber weg, es sei denn, ich hätte auch mal Gelegenheit, in solch einem Taubenschlage zu plündern und zu rauben. Bis dahin aber hoffe ich, durch Ihren veredelnden Einfluß noch manche böse Regung überwinden gelernt zu haben.

In Dankbarkeit Ihr sehr ergebener
Leutnant."

Lo Jakobus an Hans Wilhelm von Süren:

„Ist es möglich, daß ein paar halbwelke Veilchen das zaubern können, was man „Stimmung" nennt? Ich behaupte es. Ich las Ihren letzten Brief eben in dem Augenblick, als gar keine „Stimmung" da war. Und das ging so zu! Unsere Alte hatte Geburtstag, vier Tage nach Ostern, na, und meine Zwillingsschwester stickte ihr zu diesem Fest- und Freudentage eine reizende Decke. Bloß, daß die Sache so „mit Dampf" gehen mußte, war nicht schön. Maria hat nämlich die Gepflogenheit, zehn Monate lang zu versichern: Nein, ich arbeite nichts! Die Nervenkraft, die man da verpulvert, ist auch das schönste Blumenmuster nicht wert. In den letzten paar Wochen vor dem entscheidenden Tage aber fängt ihr gutes Herz an, gegen den Verstand vorzugehen. Und nun geht das Fragen los: „Was meinst du denn, Lo, ob ich doch was arbeite, unsere gute Alte freut sich doch immer am tollsten über was Selbstgemachtes." Soll ich das verneinen, wenn's wahr ist? Nicht wahr, das geht nicht! Also ich sag' dann immer: „Du hast recht", und nun fängt sie an zu arbeiten. Gewöhnlich richtet sie sich dann auch noch eine solch umfangreiche Sache ein, angesichts deren man schlagend überzeugt ist: Wahrhaftig, sie will das grausame Vorhaben: „Ich arbeite diesmal nichts", restlos verleugnen. Selbstredend versöhnt mich diese Wahrnehmung mit allen Pflichten, die sie mir aufwimmelt, und ich „büße" mit. Solch einen Canossagang tat ich auch vorgestern. Maria war „dran", einkaufen zu gehen. Ich tu' das gar nicht gern. Also ich mußte „hinaus ins feindliche Leben". Sonst wär ihr nämlich „der Dampf" ausgegangen, d. h. die Decke wäre nicht fertig geworden. Ja also, wie ich da mit unserer Emma losschlenkerte, war nämlich keine „Stimmung" in mir. Nicht ein bißchen. Der Himmel hing so finster über der Stadt wie eine Pudelmütze, und in dem feuchten Gebrodel des Dämmers quirlten die Menschen so wirr und hastig durcheinander. Ach, alles kam mir so sinnlos vor! Und alle Zukunftsaussicht so trübe . . . In dieser „Stimmung" trabte ich neben Emma an Amt 10 vorbei. Ich ging also mit nachsehen. Und richtig. Sie hatten geschrieben. Ich freute mich darüber. Und als ich den herzfrohen Brief las . . . Ach, ordentlich riechen konnt' ich all das, was Sie „die Aufmachung des Lenzes" nennen. Und die schönen Dinge, die Ihnen zu Ehren die gute Mamsell gekocht, gebacken und gebraten, im Geiste sah ich sie alle in der famosen Speisekammer stehen: delikate Sülzkoteletts, Leberpasteten, Gänsebrust, Topfkuchen, gefülltes Zickel . . . stimmt's? Es wird wohl noch mehr gewesen sein, aber das sind, in Bausch und Bogen genannt, die Gebiete, auf denen ein Feinschmecker unbedingt bewandert ist . . . Ja, und daß Sie es so treuherzig mir erzählten, das freute mich so „damisch" (ein Spezialausdruck meiner Zwillingsschwester). Warum?... Ach, das klingt sehr schmeichelhaft für Sie, wenn Sie nicht das sind, was man einen Salonlöwen nennt. Sind Sie aber einer, dann werd' ich Sie auf den Tod damit kränken. Also: das gab mir den Beweis, daß Sie sehr natürlich und nicht geziert sind. Gemütvoll und vernünftig zugleich. Ist das nicht sehr schmeichelhaft für Sie?

Ich gehöre zu den Menschen, die es lieben, sich so zu geben, wie sie sind. Daraus geht sonnenklar hervor, daß ich kein Gesellschaftsmensch bin. Ob Sie das als Vorzug oder Nachteil ansehen wollen, steht Ihnen frei. Ich für meine Person bin der Ansicht, daß wohl keine Einrichtung der Welt so sehr der Reformation bedarf wie unsere Gesellschaftssitten. Dieses Höflichkeitsgeschwindel, diese süßen Worte, diese Ergebenheit, die man gar nicht fühlt . . . gräßlich! Gräßlich! . . .

Ja, und nun bilde ich mir ein, Sie seien auch davon ein Feind gleich wie ich. Sie hätten mir ein Stimmungsbild schreiben können. Stilvoll, poetisch . . . ich weiß nicht, was noch alles! Aber das taten Sie nicht. Gottlob! Das taten Sie nicht!... Und ich brauch' es auch nicht zu tun. Denn wir werden uns ja doch niemals auf dem Parkett eines stilvollen Salons gegenüberstehen. Überhaupt nie anders als auf diesen weißen Blättern. Und darum, lieber Unbekannter, wollen wir immer einander das schenken, was das Köstlichste ist auf der Welt, was nur die Höhenmenschen sich geben können: „Die Wahrheit". Heil uns, daß wir entrückt sind dem Dunstkreise, den die Gesellschaftssitte um die Menschen zieht, also, daß sie die königliche Abstammung ihrer Seele vergessen und flach und verlogen und klein werden. Ich weiß, daß Sie nicht die Hände zusammenschlagen werden über diesen Brief (eine Geste, derer sich in diesem Falle von hundert preußischen Leutnants neunundneunzig bedienten). Sie werden's verstehen und werden nun auf einmal wissen, warum Ihr lieber (jawohl, ich schreib' dreist und gottesfürchtig: Ihr „lieber") Brief mir auf einen Schlag die „Stimmung" brachte. Hoffen wir, daß gleiche Wirkung auf Sie ausübt das Schreiben

Ihrer Rätselhaften."

„P. S. Die Veilchen hab' ich eingestellt! Sie sind noch einmal ganz frisch geworden. So ganz richtig im Walde gesuchte muß man doch auch ausgesucht behandeln."

*

Als Hans Wilhelm diesen Brief gelesen, war er sehr nachdenklich geworden. Lange saß er und sah auf die klaren, regelmäßigen Schriftzüge. Die Zigarette ging ihm aus, und er merkte es nicht einmal. Endlich fuhr er sich mit einer hastigen Bewegung durch das dichte Haar. „Herrgott, ist das ein Prachtmädel! Aber das ist reizend! Jetzt hab' ich ein Mädel, die eigentlich genau das ist, was ich will, und jetzt weiß ich weder Nam' noch Art . . . Freilich, die Gelehrtentochter guckt immer wieder mal durch, aber der Vater muß eine prächtige Erziehungsmethode haben . . . Alles so schlicht, so herzig! Wüßte ich bloß . . . Aber halt! Stand denn nicht ein Name drin?" Und er blätterte den Bogen schnell noch einmal auseinander. Richtig, da stand Lo. Er überlegte. Zwei Buchstaben, das ist verzweifelt wenig. Lo und sonst nichts. Bis auf die vielversprechende Bemerkung: Wir werden uns nie auf dem Parkett eines stilvollen Salons gegenüberstehen. So?! Aber ich bin damit nicht einverstanden, kleine Lo! Ich will dir mal gegenüberstehen! Wo? das ist mir egal! Aber kennenlernen muß ich dich, kleine Rätselhafte, die solch ein goldiges, warmes Gemüt hat . . . Herrgott! Wenn das Mädel nicht gerade ein Scheusal ist, die muß ich haben!" Er sprang auf und ging mit langen Schritten hin und her, im Geiste sich noch einmal jede Zeile ihres Briefes wiederholend. Famos, dieses Blutwarme! Wir wollen einander das schenken, was das Köstlichste ist auf der Welt, was nur die Höhenmenschen sich geben können: die Wahrheit! Wie einfach sie die Worte wählte, um etwas Feierliches auszudrücken!

Höhenmenschen! Das sind die, um die der Bannkreis des modernen Salons keine Schleier zu ziehen vermag. Sie beherrschen seine Formen, aber sie stehen darüber. Sie lassen sich nicht kneten, sondern sie meistern sie. Ja, und draußen im Herrenhause von Süren, da brauchte man keine Salondame, die vor lauter Wohlerzogenheit sich des eignen Denkens und Fühlens begibt. Da brauchte man einen kleinen, tapferen Kameraden, der mit herzfrohem Lachen am Lenz sich freuen und mit Gemütswärme den langen Winter vergolden konnte. Er seufzte. Es bedrückte ihn auf einmal, daß er so gar nichts von ihr wußte. War da am Ende etwas nicht in Ordnung? Das starke Mißtrauen, das einfach und klar beanlagte Menschen in ungewissen Lagen gewöhnlich beschleicht, sprang ihn auf einmal an wie ein hungriger Wolf.

Was konnte sich hinter diesen zwei Buchstaben nicht alles verstecken? Ein gefallsüchtiges Ladenmädel? Eine schon stark angejahrte Schulmeisterin? Oder . . . eine — Kokotte? . . .

Noch verrücktere Möglichkeiten erwog sein Hirn, bis er sich gewaltsam zusammenrückte und bekräftigend mit der Faust auf den Tisch schlug. Donnerwetter nochmal, nein! Das stimmt alles nicht! Wo sollte denn ein Ladenmädel diese Geschliffenheit des Ausdrucks herhaben? Das würde doch drechseln und verschroben sein! Und eine Lehrerin? Wie stand doch in dem ersten Brief, den sie geschrieben: „Meine älteste Schwester ist dreiundzwanzig Jahre alt." Na also! Und wenn sie eine Lehrerin war? Das ist doch nichts Ehrenrühriges! Seine eigene Mutter war ein armes Bürgermädchen gewesen, und wie glücklich hatte der Vater mit ihr gelebt! Also die Gelehrsamkeit war wirklich kein Hinderungsgrund.

Wenn sie aber (und bei der Erwägung wurde ihm auf einmal der Halskragen zu enge) gar kein anständiges Mädchen war? . . . Aber es war ja verrückt, so was zu denken. Dann würde sie doch nicht so beharrlich ihren Namen verschweigen. Ein solches Mädchen begibt sich doch nicht ohne weiteres der Möglichkeit, eine neue Herrenbekanntschaft zu machen.

Nein, das war völlig ausgeschlossen! Gott sei Dank! Er atmete tief, wie von einer Last befreit, und durch alle dunklen Schatten seines Mißtrauens rang sich der Glaube ans Gute, Edle, Reine wieder sieghaft durch.

Wie konnte er so etwas denken auf diesen letzten Brief hin! Nein, an diesem rätselhaften Mädchen haftete kein Makel. Damit, daß er ihren Namen nicht wußte, mußte er sich vorläufig abfinden. Vielleicht kam ihm der Zufall mal zu Hilfe. Bis dahin wollte er geduldig warten und sich an ihren Briefen freuen, die es so klar verrieten, daß sie wohl keine Durchschnittsnatur, aber ebensowenig einer der un-

verstandenen, modernen Frauencharaktere sei, die das aller Welt klagen. Und als er mit seinen Gedanken so weit war, fing er wieder an zu pfeifen und vergaß die Zweifel, die ihn gequält hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Entschluß.

Skizze von Heinrich Wiegmann.

Sie hatten eine halbe Stunde beieinander gesessen, ohne zu einer Einigung kommen zu können. „Unsere Freundschaft steht auf dem Spiele", sagte Herbert Reuß und erhob sich. „Gib Deine Werbung auf! Ich liebe Helga Sonntan."

„Das kann ich nicht. Auch ich liebe sie." Den Blick auf den Sprecher gerichtet, fuhr Richard Lehfels lebhafter fort: „Noch hat sich Helga für keinen von uns entschieden. Ich reise morgen für einige Tage fort, um die Stärke meines Gefühls für sie zu prüfen . . . Fühlt sich mein Herz nach meiner Rückkehr noch so zu ihr hingezogen wie heute, dann muß geschehen, was geschehen soll, und ich hoffe, daß wir trotzdem gute Freunde bleiben können."

Er stand auf. Ein paar blasse Worte noch, müde Schritte, ein matter Händedruck und Gruß — Richard Lehfels war allein. Es war Abend geworden. Dichter woben sich Schatten um Baum und Strauch, als er den Wald aufsuchte, um in der Einsamkeit seine Ruhe wiederzufinden. Doch bald verhielt er den Tritt. Aus der Ferne drang der machtvolle Schrei eines Hirsches herüber, dem ein zweiter antwortete. An den starken Leib einer Eiche gelehnt, lauschte Richard Lehfels. Wollten dort nicht zwei Widersacher um ein Liebesglück miteinander kämpfen? — Und er sah in Gedanken die eifersüchtigen Hirsche vor sich, wie sie krachend mit den Geweihen zusammenfuhren, nach einer Blöße des Gegners ausschauend und sich blutige Wunden reißend, bis der Stärkere den Sieg gewann. Und ihm die Weibchen gehörten, indes der andere nach einem Bache wankte, die brennenden Wunden zu kühlen und seine Niederlage zu verwinden . . .

Ein bitteres Lächeln legte sich um des Mannes Mund.

Herrschte nicht hier wie dort Kampf des Mannes um das Weib, der das Leben oft genug als Einsatz forderte? Einen Augenblick schlossen sich seine Lider. Die Frau, die seinem Herzen teuer war, wollte auch der Freund erringen. Und über dem Schmerz, der ihm diese Erkenntnis bereitete, stieg das Bild der Helga Sonntan vor ihm auf, und er fühlte sich seinem Liebreiz ausgeliefert. Wie eine Zirkusreiterin saß Helga im Sattel und war die beste Tänzerin seiner Bekanntschaft. Und verstand doch in gleich berückender Weise die aufmerksame, um das Wohl der Gäste besorgte Hausfrau vorzustellen, wie die Beweglichkeit ihres Geistes in anregender Unterhaltung zu beweisen . . . Ihrer Schönheit, ihrem Reichtum sah er sich verfallen, und je länger ihm die Einbildung ihren baldigen Besitz vorgaukelte, desto leichter wurde ihm der Gedanke, den Jugendfreund zu verlieren. Selbstsicherer ging er auf sein Gut zurück, wo man seinetwegen schon in Sorge war, nahm das Abendbrot, überfah das Reisegepäck noch einmal und begab sich zur Ruhe.

Ein D-Zug trug ihn nach dem Süden, bis schneebedeckte Alpengipfel zu einem blaßblauen Himmel aufwuchsen. Tagelang stieg er mit Bergführern durch die ruhevolle Natur. Aus dem Verbundensein mit ihr erwuchsen ihm neue Kräfte, aber die Erinnerung an die Geliebte verblaßte nicht. Eifersucht regte sich. Saß Herbert Reuß nicht bei Helga, er, der ihn in jungen Jahren einmal unter Einsatz seines eigenen Lebens einem heimtückischen Wasser entrissen und dadurch Anrechte auf seine Freundschaft hatte? Und als die Freude an der Bergwelt ihm über Selbstvorwürfen und Grübeleien verloren ging, fuhr er ohne Zögern heim.

„Ich habe Ihnen noch etwas Unangenehmes mitzuteilen", sagte der Gutsverwalter, der nach Empfang eines Telegrammes nach der kleinen Bahnstation geeilt war und ihm nun das verlangte Reitpferd übergab. „Der Förster vermißt seit einigen Tagen mehrere Hirsche in der Jagd. Er glaubt aber nicht recht an Wilddiebe."

Sollte die Liebe sie in ein anderes Revier geführt haben? Ein Lächeln kräuselte Richard Lehfelds Lippen; jener Abend im Walde fiel ihm ein. „Herr Tüllberg mag sich deswegen keine Sorge machen — sie kommen hoffentlich wieder." Und mit einem Scherzwort ritt er davon, den Verwalter verwundert zurücklassend.

Zwei Stunden später hielt sein Pferd vor dem steinernen Tore eines Gutshofes. Helga Sonntans Mutter empfing ihn. Daß er den Freund dann in der Geliebten Gesellschaft fand, bestärkte ihn in der Absicht, seine Liebe zu erklären. „Darf ich stören?" begrüßte er Helga, die mit einer Handarbeit beschäftigt war. „Ich bitte, Sie einen Augenblick allein sprechen zu dürfen."

„Sie wollen Ihre plötzliche Abreise nachträglich entschuldigen?" Ein etwas gezwungen klingendes Lachen flog auf. „Wenn Herr Reuß gestattet, nehme ich Ihre Beichte drüben in der Allee entgegen."

Leicht schritt sie voran. Unter den Bäumen angelangt, winkte sie zum Freunde hinüber. „Sprechen Sie! — Es war nicht schön, so unverhofft zu fahren . . ."

„Ich tat es Ihretwegen", bekannte er, und es drängte sich auf seine Lippen, was ihm in der Stille der Gebirgswelt offenbar geworden war. Feuer schlug aus seinen Worten.

„Ich will Ihnen nicht alle Hoffnung nehmen", sagte sie endlich, und ihre Züge waren beschattet. „Ihre Werbung kommt unvermutet. Fragen Sie mich später wieder . . ."

„So hat ein anderer Ihnen schon eine Erklärung gemacht?" stöhnte er, von Ahnungen geschüttelt.

Sie wiegte den Kopf. „Es ist schwer, zwischen zwei Männern zu wählen . . ." Ein dumpfer Schmerz erfaßte ihn, der dann einer finsteren Entschlossenheit wich. „Helga!" rief er und sah, daß sie in ihrer Schönheit jeden Preis wert war. Als er eine halbe Stunde später von ihr und dem Freunde Abschied nahm, wollte er, daß sie ihm gehörte, mochte auch Entzweiung und Kampf mit Herbert Reuß daraus erwachsen.

Unlustig zur Arbeit, trieb es ihn am nächsten Morgen in seinen Wald. Kein Gewehr führte er, Vogelsang und Windesrauschen waren um ihn. Selbst des Försters Begleitung hatte er abgelehnt. Er wollte allein sein, allein mit dem Gedenken seiner Liebe. Plötzlich konnte er in einem abseits gelegenen Grund nicht weiter. Vor ihm lagen zwei stolze Hirsche am Boden, die kämpfend ihre Geweihe fest ineinander verstrickt hatten und, einmal gestürzt, nicht wieder voneinander losgekommen waren. Ehe sie das durch Durst, Hunger und Verzweiflung herbeigeführte Ende verstummen ließ, hatten sie bei dem Bemühen, sich zu erheben, das Buschwerk ringsum niedergetreten, die Erde tief aufgewühlt. Nun hielt der Tod die beiden Kämpen vereint, die erbittert um den Besitz der Weibchen gerungen haben mußten.

Das grausige Bild vor Augen, konnte sich der Mann lange nicht abwenden. Es fror ihn innerlich. War das der Ausklang unbeherrschter Leidenschaft? Er mußte an seinen Freund denken. Was wurde aus ihrer Werbung um Helga, wenn keiner nachgeben wollte und Helga unschlüssig blieb? Wie nahe, o wie spürbar nahe war dann der Weg zum Haß, daß sie sich in einer bösen Stunde vergaßen und einander ins Unglück brachten. —

An diesem Nachmittag raffte er sich zu einem Briefe an Herbert Reuß auf. Wenn seine Feder stocken wollte, erinnerte er sich jener Selbstzerstörung, die ihn im Walde schaudern gemacht hatte, und er fand Kraft, seinen Entschluß mitzuteilen. „Ich, habe Schreckliches erlebt, von dem ich Dir später erzählen will", schrieb er dem Freunde. „Du hast mir früher das Leben gerettet, jetzt sollst Du den Vortritt bei Helga haben. Werde glücklich mit ihr. Um höher als das Tier zu stehen, soll der Mensch vor allem menschlich bleiben. Danach zu streben, habe ich mir heute neu gelobt."

Kleine Wahrheiten.

Von Max Grube-Meiningen.

Ob frei, ob unfrei unser Wille sei,
Die schwere Frage löste ich schon lange:
Tat ich was Kluges, war mein Wille frei,
Bei Dummheit unterlag er höh'rem Zwange.

*

Ein alter Esel pflegt so klug zu sein,
Daß er trotz aller Eselhaftigkeit vermißt,
Daß er nichts weiter als ein Esel ist.
— Den jungen Eseln fällt das oft nicht ein.

*

Das Beste wollen! fordert die Moral.
Die Probe drauf hält freilich selten Stich.
Doch uns're Zeit denkt wahrhaft ideal,
Denn jeder will das Beste ja — für sich.

Das Wunder.

Aus dem Tagebuch eines Einsamen, der an Wunder glaubt.

Von **Wilhelm Georg**, Bremerhaven.

Ich saß in meiner Kabine und tat das, was jeder zu tun pflegt, der auf einem modernen Schnelldampfer eine Erholungsreise nach dem Süden macht: nichts! Denn stundenlang durch das dicke Glas der Bullaugen nach den Meereswogen schauen, die da draußen vor dem kleinen Fensterchen auf- und abgleiten — bald smaragdgrün, bald violettblau das Auge äffend — oder die Wasserfläche mit dem Krimstecher abjuchen, bis man irgendwo die Fontäne eines verirrten Walfisches oder das Liebesspiel zweier Delphine entdeckt, das gehört schließlich nicht in die Kategorie „Beschäftigung".

Wer nichts zu tun hat, kramt gern in alten Briefschaften; manchmal liegt auch ein vertrocknetes Veilchen oder ein Maiblümchen drin — das letzte Überbleibsel eines kleinen Romans, je nachdem. Obenan in meiner Brieftasche finde ich einen zerknitterten Briefumschlag mit portugiesischer Marke. Unwillkürlich ziehe ich das dicke engbeschriebene Papier heraus und lese:

„Und wenn Du mich auf Deiner Reise hier, auf dieser „Insel der Glücklichen" besuchen willst, alter Junge, möglichst zu der Zeit, wo Ihr bei klingendem Frost Sylvester feiert und nach altem Schlittenrecht Eurer Nachbarin einen Kuß in Ehren rauben dürft, so soll mir das eine Freude sein. Dann feiern wir Jahresanfang bei 30 Grad R. auf meiner sonnigen Veranda, nicht mit nordwestlichem Grog, wie Ihr ihn an der Wasserkante liebt, sondern mit einer Flasche süßen „Reserve Real", garantiert 1863er vom Monte ... Notabene, mein Sanatorium ist in der Regel bis unters Dach besetzt. Vor zwei Monaten kam auch eine Patientin aus Deutschland hierher, die nach Deiner Photographie, die bei mir im Arbeitszimmer auf dem Schreibtisch steht, Dich zu kennen glaubt (?). Schade um sie, ein fast hoffnungsloser Fall. Dein F r i t z." —

Seltsamer Zufall, heute ist der letzte Tag im Jahre, und an der „Insel der Glücklichen" legt unser Schiff heute an ... Ob ich's riskiere? Mein Billett lautet zwar nach Santa Cruz, aber schließlich läßt sich's auch in Funchal einige Zeit leben. „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual." Ich kann die Folgen meiner Verletzung von der Somme ebenso gut auf Madeira wie sonstwo lindern. —

Der aufmerksame Steward klopft diskret an die Kabinentür. „Mein Herr, kommen Sie auf die Brücke, Funchal ist in Sicht, der Kapitän erwartet Sie." — „Ich komme ... Halt, Steward, noch eins! Ich verlasse in Funchal das Schiff, benachrichtigen Sie den Obersteward, und schaffen Sie meine Koffer hinauf." Ein bedauerndes „Oh" hinter mir, dann gehe ich auf Deck. Der Kapitän, ein ostfriesischer Riese, winkt lachend von der Brücke und deutet auf das in der Ferne sichtbar werdende Land. Ich will kein Lachen, will keine Unterhaltung und gehe nach dem Heck, wo die Passagiere der 3. Klasse unter dem Sonnensegel liegen. So mancher arme Teufel ruht da mit geschlossenen Augen, als könne er so seinen Zukunftssorgen, die ihn drüben erwarten, aus dem Wege gehen. Irgendwo in einer Ecke spielt jemand auf einer Ziehharmonika — schwermütige Lieder! Der Schleier, hinter dem die Insel liegt, dieser feine bläuliche Dunst zerstiebt allmählich. "Den Vorhang hoch!" kommandiert der Herrgott, und im Sonnengold liegt das Paradies vor uns, wo aus Lavaerde Blumen sprießen, wo Fächerpalmen wehen und Waldesgrün in hundert Abstufungen mit Tropenpracht sich mengt. „Klingsors Zaubergarten" schrieb ich gestern in mein Tagebuch.

In einer Stunde bin ich an Land. In 800 Meter Höhe liegt das Sanatorium meines Freundes, ganz in weiß wie Marmor unter blauem Himmel. Vorläufig ins Hotel, erst will ich das Terrain sondieren. Nur das Skizzenbuch soll mein Begleiter sein. Wohin? Auf den „Monte", rät mir der Portier. Durch enge Gassen mit halb zerfallenen hohen Mauern, über denen die Blütenpracht leuchtet und Büsche von Kamelien neugierig auf den steilen, moosigen Pfad lugen, wo die Schlitten, diese seltsamen Fahrzeuge der Insel, gelenkt von den Eingeborenen, herabsausen, klettere ich auf den „Monte". Ein Glöckchen, das so ganz anders klingt in dieser dünnen Luft und in diesem feierlichen Schweigen, hallt vom Turm der Kirche, die der Madonna geweiht ist. In einem Hain von weißen Lilien und Hyazinthen steht, den Hochaltar segnend, die „Madonna vom Berge". Auf den Altarstufen kniet eine Frauengestalt — tief verschleiert, so will es die Sitte des Landes. Jetzt erhebt sich die Frau und geht gesenkten Hauptes die Stufen hinab. Die Anwesenheit des Fremden war ihr offenbar lästig. Sie schreitet dicht an mir vorbei, das Gebetbuch entgleitet dabei einer marmorweißen Hand. Ich bucke mich und überreiche es ihr, ohne Wort, ohne Gruß ... Da, als sie die glühend rote Narbe sieht, die sich wie eine Furche tief über meine Rechte hinzieht, zuckt sie zusammen und schaut auf.

Sie hat mich erkannt. Es bedurfte nicht erst des Griffes ihrer zitternden Hand, die den Schleier zurückschlug, ich wußte, daß s i e es war. In heißen Sommernächten haben diese Hände meine Stirn gekühlt in dem großen Lazarett bei Péronne. Ich griff nach ihnen und beugte mich tief herab ...

Die Madonna vom Berge hat dieses Wunder des Wiedersehens vollbracht. Und da gibt es Menschen, die zweifeln, daß es Wunder gibt.

Ich ging damals ohne Abschied von ihr aus dem Lazarett nach Hause, weil ich nicht wußte, wie die Schußverletzung an meiner Hand sich auswirken könnte, weil ich ihr Leben nicht an das eines Mannes ketten wollte, der vielleicht dem Dunkel entgegenging. Nun sah ich sie h i e r ...! „Ave Maria", klang's vom Turm, und weit hinaus über das blaue, blendende Meer floß dieser Klang ... „Ave Maria", murmelten die Bettler an dem Portal und hielten die Hände gefaltet.

Ich schritt langsam neben ihr, schwankend, zögernd wie damals, als sie mich zum ersten Male nach dem Garten des Lazaretts geleitete. Ihr Weg führte ins Sanatorium, wo sie vor drei Monaten, zu Tode erkrankt, aus Deutschland angelangt war. „Maria," sagte ich beim Abschied an der Pforte, „morgen sehe ich dich!" — Sie nestelte eine Kamelie aus dem Gürtel und gab sie mir. „Ob ich je die Insel wieder verlassen kann," meinte sie mit schmerzlichem Lächeln, „der Arzt weiß es nicht; er sagt, die Lazarettjahre hätten die Lunge strapaziert." — „Madonna", flüsterte ich unwillkürlich und preßte die Kamelie an den Mund. Und ringsum leuchtete der Frühling aus tausend Blüten ...

— — Am anderen Morgen früh saß ich dem alten Freund in seinem Sprechzimmer gegenüber. Er hatte die Vormittagsvisite hinter sich und war auffallend gut gelaunt. „Nun läuten zu Hause die Glocken des ersten Januar, und Vater fährt mit Schellengeläut nach dem Kirchdorf!" — „Wir aber trinken die S o n n e!" sagte ich leise. — „Nein, wir trinken eine Flasche des versprochenen 63er." Ich zögerte .. „Weißt du, alter Junge, heute ist ein Fest im Hause. Denn ich habe dem Tode eine Seele entrissen. Du mußt nämlich wissen, ich habe Schwester Maria, sie war ja damals dein Engel im Lazarett, hier im Hause. Und heute habe ich die Gewißheit, daß ich sie durchbringe. Sie wird ins Leben zurückkehren als Gesunde ..."

Meine Hand zitterte, als ich mit dem Arzt anstieß, ein Tropfen des dunkelroten Madeira floß aus dem Glas und färbte meine Hand, floß über die Narbe von der Somme, als ob ich eben den Granatsplitter aus der Wunde gezogen hätte. Gerettet ...! Drüben an der Wand schaute mich das Bild der Madonna vom Berge an, lächelnd, Glück verheißend.



Bunte Chronik



* **Geschlechtsbildung durch die Lebensweise.** Im Meere lebt ein zu den sog. Sternwürmern gehörender Wurm, bei dem die beiden Geschlechter äußerlich ganz verschieden sind, indem das Weibchen aussieht wie ein einige Zentimeter langer grüner Sack, an dessen Kopfende ein etwa 1 Zentimeter langer dünner Lappen hängt, während das Männchen nur einige Millimeter groß ist und zeitlebens im Körper des Weibchens schmarotzt. Nun hat man aber entdeckt, daß die jungen Tiere nur dann zu Männchen werden, wenn sie rechtzeitig ein Weibchen finden; treffen sie auf kein Weibchen und müssen sie daher für sich selbst sorgen, so wachsen sie weiter und werden selbst zu Weibchen. Diese Würmer sind also in ihrer Jugend vollständig geschlechtslos, und erst ihre Lebensweise bestimmt dann, ob sie zu Männchen werden oder zu weiblichen Tieren.

* *

* **Das Brot als Serviette und Löffel.** Bei den Gastmählern der alten Römer wurden die Servietten noch nicht in unserem heutigen Sinne gebraucht, sondern, wenn man sich ihrer überhaupt bediente, nur zum Einwickeln von Speisen, die der Gast mit nach Hause nehmen wollte. Zum Reinigen der Finger — da die Römer ja noch mit den Fingern aßen — wurde den Gästen je ein Stück brotähnlichen Mehlteigs vorgelegt, das gleichzeitig je nach Bedarf aber auch als Löffel diente, indem man Stücke von dem Brote abbrach und löffelartig formte.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. H e p k e in Bromberg.
Druck und Verlag von A. D i t t m a n n G. m. b. H. in Bromberg.